

tote Stadt dieser Ambare aus. Der Fremde hält sie zunächst für Wohnhäuser, denkt: Das ist also Baronsk und erschrickt im Innersten. Eine dicke schwarze Wolke von Raben kreist darüber. Manchmal knarrt vom Steppenwind gepackt eine Tür. Der Wind heult.

Von der Höhe der Ambare breitet sich in die weite Ebene hinein, die Stadt. Strahlenförmig gehen die breiten Straßen. Wir stolpern, noch ehe wir in eine derselben einbiegen auf den großen Platz, der im Hintergrund von den Ambaren umsäumt wird, über Steinreihen, schon halb vom Sand verweht. Es sind die Grundmauern des Volkshauses, das hier einmal gebaut werden sollte. Es war ein großzügiger Plan, ein geistiger und gesellschaftlicher Mittelpunkt sollte erstehen. Heute denkt niemand mehr daran. Das Schicksal mancher Pläne. An der einen Seite des Platzes sind Hunderte von landwirtschaftlichen Maschinen auf einen Haufen zusammengeworfen. Die Kooperative hat sie den armen Bauern, die um ihr Brot ihr letztes veräußern mußten, abgekauft, ehe sie dem Wucherer in die Hände fallen — leider vielfach zu spät. Es sind nur noch die Reste.

Die Straßen weisen zahlreiche Häuser auf, die Landhauscharakter tragen, schmucke weiße Fassaden mit grünschillerndem Dach. Aber überhaupt die Mehrzahl aller Häuser machen einen reinlichen, wohlhabenden Eindruck. Doch je weiter wir kommen, näher an die Häuser heran, zeigen sich die Spuren des Verfalls. Die Hofumzäunung ist schadhaf, das Schneewasser hat die Einfahrt unterwühlt, oft sind die Fenster nur notdürftig geflickt. In den Höfen, öde und unsäglich traurig ausschauend, türmt sich der Schmutz. Und immer sichtbarer wird, daß ein schreckliches Unglück über die Stadt hereingebrochen sein muß. Der Anblick der Häuser erzählt davon.

Doch das Leben scheint nicht erstorben. Viele Menschen gehen auf den Straßen. Ein großer Wagenverkehr. Gräßlich, wie Signalthörner, heulen die Kamele. Eine Schafherde, eng zusammengedrängt, biegt in eine Seitengasse ein. Schweine pirschen sich an den Häusern lang. Ein Rudel kläffender Hunde jagt hinterher. Dazwischen das Gebrüll der Bauern, die auf Pferd oder Kamel losschlagen. Sie haben keine Peitsche, einen langen Knotenstock, der auf die Flanken klatscht. Und trotz alledem — alles scheint träge zu schleichen, ein bißchen unwirklich.

Dann aber legt sich der Reiz des Unerwarteten. Man will tief Atem holen, da würgt es einem die Kehle. Man entdeckt ihn eigentlich erst jetzt — den Pestgestank, der über der Stadt lastet. Er überfällt dich, läßt dich kaum mehr vorwärts kommen. Die Augen brennen. Ich habe etwas ähnliches schon einmal erlebt. In den ersten Kriegsmonaten in Polen, nach den Gefechten um Lodz, als wir, ein kleiner Trupp von Deserteuren, auf eigene Faust uns zur Grenze durchschlagen wollten, querten wir ein Dorf, das soeben von Russen oder Deutschen geräumt war. Einige Häuser brannten, Schrapnellstreuungen streuten noch über die Straße, überall lagen Tote am Wege. Die Unsicherheit kam hinzu, was beginnen, wohin wenden. Da überfiel uns dieser Geruch, der in die Brust dringt und das Blut gleichsam verdickt. Quälender Durst und doch eine furchtbare Apathie. Man trinkt das Wasser aus der Pfüte, in der vielleicht eben einer verreckt ist. Man stürzt sich auf die Toten, um vielleicht noch irgend etwas brauchbares zu erraffen. Die Hemmungen einer anerzogenen Kultur schwinden, nur Gier nach Befriedigung. Und alles scheint in einen gelben, schmutzigen Nebel gehüllt. Dieser Gedanke lag über der Stadt. Es bedurfte aller Willensanstrengung, solche Eindrücke niederzukämpfen. Nirgends war Nebel, die Luft war klar, die Menschen tröteten ruhig ihres Weges, den Kopf vielleicht mehr gesenkt als sonst. Vielleicht, daß